

ZUSAMMEN GEHEN – HODITI SKUPAJ!

“Da gibt es einen Ängstlichen, der unter sein Bett schaut, und den Ängstlichen, der sich nicht einmal traut unter sein Bett zu schauen.” (Jules Renard)

Es ist ein regnerischer Morgen, an dem es Zeit wird *unter mein Bett zu schauen*. Ich überwinde meine Angst, betrachte mein Schreiben und meine Sprache. Eine Geschichte erzählen oder ein Buch schreiben. In meiner Sprache. In welcher Sprache? Noch bevor ich mit dem Schreiben beginnen kann, umkreist mich wie aus dem Nichts kommend, eine lästige Fliege. Sie erinnert mich an jene, in der Milchammer, in der ich als Kind die Milch mit der *verbeulten, hellgrauen, Aluminium-Milchkanne mit dem abgegriffenen Holzgriff* auf dem nahegelegenen Bauernhof holen musste. Sie summt mir ins Ohr, kreist um meinen Kopf. Nach wenigen Minuten sind es zwei, drei und mehr. Mir wird schwindelig, ich springe aus dem Bett und laufe davon - vor den Fliegen und dem Schreiben. Als ich wieder ins Schlafzimmer kam ist es still geworden. Die Fliegen sind verschwunden, aber eine längst vergessene Kindheitserinnerung, die mich in mein Heimatdorf zurückbringt, haben sie mir zurückgelassen.

Es war Winter in dem zweisprachigen Dorf an der Grenze zu Slowenien. Die Einfahrtsstraße, eine lange Gerade an der sich ein kleiner Bach, wie ein Regenwurm Richtung Ortsmitte, vorbei an Einfamilienhäusern und der rosaroten Feuerwehr bis zum Hauptplatz, schlängelt. Rechts vom Hauptplatz befindet sich der Spielplatz, dahinter thront die katholische Kirche. Links der Kirche befindet sich das Gasthaus Stefaner, ein zweites Gasthaus, der Adam, befindet sich gegenüber. In unserem Dorfleben gab es Besonderheiten, gar Eigenheiten, die ich damals nicht also solche wahrnahm. Zum Beispiel sprachen wir Hiesige die Namen der Gasthäuser anders als die Auswärtigen. ADAAAM und STEFAAANA. Die Betonung wurde auf der zweiten Silbe gedehnt. Wir sprachen nicht von St. Johann, wenn wir uns über den Nachbarort unterhielten, sondern von St. JOOOHANN. Nun mit Betonung auf der ersten Silbe. Es war eine sehr eigene, keiner Regel folgenden Ortssprache. Alle Bewohner unseres

Dorfes sprachen diese Namen so eigentümlich aus, ganz egal ob sie alt oder jung, ein- oder zweisprachig waren.

Mein Vater stammte aus der Stadt, meine Mutter wuchs in dem zweisprachigen Ort auf. Sie konnte kein Slowenisch sprechen, verstand aber das eine oder andere Wort. Man könnte meinen, sie hätte die Wörter aufgeschnappt, so wie man Gerüchte, Ideen, Geheimnisse oder Lügen aufschnappt. In meiner Kindheit war die Verwendung der beiden Sprachen für mich sehr undurchsichtig. Man benutzte sie wie man sie brauchte. Meisterin darin war meine Großmutter: „Prosim, pojdi v Zerza in prinesi maslo.“ „Was?“ „No beim Zerza hol bittschen a Butta - Samo hitro, prosim!“

Meine Eltern waren beide Zuckerbäckermeister und führten eine Konditorei in Klagenfurt. Zu Beginn der Selbständigkeit, mieteten sie über ihrer Konditorei eine kleine Wohnung, in der ich auch die ersten sechs Lebensjahre verbrachte. So besuchte ich auch die erste Klasse der Volksschule in der Stadt. Meine Mutter erbte von ihrem Vater Grund und Boden in dem Dorf an der Grenze und so lag es auf der Hand, dass wir früher oder später aufs Land ziehen würden. Als es soweit war, wechselte ich in die zweisprachige Dorfvolksschule. Gerne hätte ich, wie die meisten meiner Freunde, den slowenischen Unterricht besucht. „Wer wird diese Sprache mit dir lernen, wenn du dich nicht auskennst, ein Jahr schon zum Nachholen, das ergibt keinen Sinn!“, bestimmte mein Vater. Ein mit der Hand abwinken und das Thema war vom Tisch. Ich war zornig und wütend, denn mein Freundeskreis und somit auch die Klassengemeinschaft spalteten sich nun in Slowenisch und Nicht-Slowenisch auf.

“1, 2 oder 3 letzte Chance vorbei. Wer wirklich richtig steht, seht ihr, wenn das Licht
angeht!

Jene Fliege, die mir die Erinnerung zurückbrachte, erinnerte mich auch an meine Kindheits-Aufgabe, jeden Abend im Winter, die Milch am nahegelegenen Bauernhof zu holen. Zu dieser Jahreszeit wurde es rasch finster, und so musste ich, da die Milch erst um sechs Uhr abends abgekocht wurde, im Dunklen losmarschieren. Die Dunkelheit bereitete mir damals großes Unbehagen. Sogar wenn ich das Holz für den Spar Herd, der das Erdgeschoss unseres Hauses von der Küche aus beheizte, aus dem Keller holen musste, zwang ich meinen Vater, während des Gehens laut aus der

Küche mit mir zu sprechen. Das Milchholen war also mehr als eine bloße Aufgabe, es war eine tägliche Mutprobe.

Der steinige, ausgewaschene Schotterweg, der von meinem Elternhaus direkt zur Hauptstraße führte, war unbeleuchtet. Auf der alten Brücke, am Ende des Weges, die als Übergang des kleinen Baches von unserem Privatweg zur Hauptstraße diente, blieb ich immer eine Weile stehen. Der Lichtkegel der Straßenlaterne warf seinen Schein gerade noch auf die Brücke und so war es dort angenehm hell. Mit kindlicher Freude beobachtete ich von dort aus die Bachforellen. Wie angewurzelt standen sie im fließenden Wasser. Selbst in strengen Wintern, wie sie damals üblich waren, blieb immer ein winziges Stück des Baches offen; rechts und links versuchte sich die Eisdecke vergeblich zu schließen. Die Standhaftigkeit der sonst so wendigen Bachforellen faszinierte mich. Nicht selten stampfte ich mit dem rechten Fuß auf die Brückendecke, sodass die Forellen erschranken und blitzartig davonschwammen „Feigscheißer!“ - „Kind, sei ned bös zua de Vieha, des tuat ma nit – to se ne dela!“, ermahnte mich die Großmutter, als ich ihr eines Tages fast ein wenig stolz davon erzählte.

Mit der *verbeulten, hellgrauen Milchkanne aus Aluminium mit dem abgewetzten Holzgriff*, die ich wie eine Handtasche schwingend trug, ging es weiter in Richtung Hauptplatz. Die Glühbirnen der Straßenlaternen strahlten nur Teilbereiche aus, sodass auf dem Gehsteig dunkle Zwischenräume entstanden. An jeder der schmiedeeisernen Straßenlaternen tanzten, ganz oben im Lichtkegel der Glühbirnen, Motten. Nicht selten legte ich, als ich die ersten Male zum Milch-holen geschickt wurde, meinen Kopf in den Nacken und beobachtete das rege Treiben - da oben müsste man sein! Mein dringlicher Wunsch nach dem Oben-im-Licht-sein verflüchtigte sich, als ich im Sachunterricht erfuhr, dass Motten vom Mondlicht angezogen werden, und so den Weg aus der Dunkelheit zu finden. Vom viel zu hellen Schein der Glühbirnen geblendet, konnten sie nicht mehr zwischen dem künstlichen Licht und dem Mondlicht unterscheiden. Ihre sensiblen Nachtsichtaugen wurden ihnen zum Verhängnis. Auf der Suche nach einem Ausweg aus der Dunkelheit gerieten sie in eine Sackgasse. Sie tanzten und tanzten dem Licht entgegen und fielen irgendwann erschöpft und tot zu Boden. Mir wurde angst und bang bei dem Gedanken. Ich korrigierte meinen kindlichen Wunsch, sprach leise und beschämt, als ob jemand

zuhören könnte, zu mir selbst: „Nein danke, ich will doch nicht da oben im Licht sein!“, senkte den Kopf und ging weiter.

Unser Dorf empfand ich als Kind angenehm überschaubar. Anders als in der Stadt fuhren kaum Autos und es gab so gut wie keine mehrstöckigen Gebäude. Ich fand großen Gefallen an den Häusern, die mir im Gegensatz zu jenen aus der Stadt, nicht nur in ihrem Aussehen, sondern auch in ihrer Nutzung sehr bunt und vielfältig erschienen: Einfamilienhäuser, Bauernhöfe, ein Fleischermeister, die beiden Gasthäuser, die Kirche, ein Kunstatelier, den Friedhof mit Leichenhalle, ein Greissler, eine Bäckerei und ja, sogar ein Kloster gab es. Hier aufzuwachsen, beflügelte meine Fantasie. Die bunten Häuser stellte ich mir als Kulissen der alten Westernfilme vor, die sonntags auf FS 2 liefen. Mein Vater und ich lagen am Diwan und mussten, wenn Bud Spencer und Terence Hill sich, in dem unserer Dorfkulisse ähnlichen Ort, San Felipe, die Köpfe, in „Die Rechte und die linke Hand des Teufels“, einschlugen, lautstark lachen. Neugierig wie ich war, hätte ich gerne hinter die Kulissen geblickt. Zur Milch-Hol-Zeit waren die Häuserfassaden schwarz eingefärbt. Was mich tagsüber durch Vielfalt bezauberte, erschien mir nachts wie ein strenger Scherenschnitt.

Entlang dieser Schnittkante ging es weiter in Richtung Hauptplatz. Dort angekommen, hatte ich die Hälfte des Weges zur Milchbäuerin hinter mich gebracht. Zeit für eine Verschnaufpause. Der Hauptplatz zeigte sich im Winter von seiner märchenhaften Seite. Er war weihnachtlich geschmückt und Lichterketten erhellten die Schneedecke, die sich rechts und links, manchmal auch direkt über den Hauptplatz ausbreitete. Ein großer von der Dorfgemeinschaft geschmückter Christbaum stand in der Mitte des Platzes. Die festliche Stimmung ließ mich ungeduldig werden: mit jedem Mich-Holen stieg die Vorfreude auf das viel zu langsam näherkommende Weihnachtsfest. Die Kirchengemeinschaft gestaltete auch eine Weihnachtskrippe mit selbstgeschnitzten Figuren der Heiligen Familie. Die Holzkrippe, in der das Jesuskind liegen sollte, blieb bis zum Heiligen Abend leer. Dann, am Heiligen Abend vor der Christmette, legte der alte Mesner das hölzerne Kind andächtig und feierlich, als wäre es aus Fleisch und Blut, in das Strohbettchen. Soweit ich mich erinnern kann, hatte er selbst weder Frau noch Kind. Die hell erleuchtete Kirche, in der ich als Ministrantin tätig war erinnerte mich mit leisen Glockenschlägen zur vollen Stunde an das Weitergehen-Müssen. Damals, so erinnere ich mich, fühlte sich Weihnachten wie ein langer Zeitraum an.

Heute vermisse ich dieses langsame Näherkommen – Weihnachten ist nur mehr ein Tag.

Zur Weihnachtszeit war es für mich sehr aufregend. Wir Ministranten freuten uns besonders auf den Besuch der Rorate. Eine tägliche Frühmesse um den Gläubigen die Wartezeit auf die Geburt des Jesuskindes zur verkürzen. Kurz vor fünf Uhr morgens verabredeten wir uns, oft noch halb verschlafen, in der Sakristei. Jedes Kind bekam vom Pfarrer, wenn es die Rorate besuchte eine kleine weiße Plastikfigur – Schafe, Ziegen, Esel, Maria und Josef, und zum Schluss das Jesuskind. Die Fleißigen unter uns hatten zu Weihnachten 24 Figuren! Man kann sich vorstellen, dass das Fehlen von Josef, Maria oder gar dem Jesuskind eine Katastrophe darstellte. Als ich einmal todtraurig war, weil mir der Hl. Josef fehlte, steckte mir der Pfarrer die Figur heimlich in meine Winterjacke, die während der Messe in der Sakristei hing. Er war ein unglaublich lustiger, lebensfroher und sehr offener Mensch. Egal wo man ihn antraf, er hatte immer seine Gitarre dabei. Für mich war er ein Cowboy - so einer wie aus den alten Westernfilmen. Seine ausgewaschenen, löchrigen Jeans kombinierte er mit eleganten Lederschuhen, das weiße Hemd trug er offen und die Ärmel aufgekrempt. Geboren und aufgewachsen war er auf einem Bauernhof in Jugoslawien. Nach seinem Studium lebte er, bis er der katholischen Kirche den Rücken kehrte und wie es meine Eltern vornehm formulierten "weltlich" wurde, in unserem Dorfkloster. Er sprach gebrochenes Deutsch.

In dem Dorf drehte sich vieles um die Sprache. Im Gasthaus, bei den Pfadfindern, im Kulturkaffee, in der Bäckerei ...überall wurde slowenisch gesprochen. Da ich kein Slowenisch sprach, wurde ich ohne mein Zutun zur Außenseiterin. Egal wie sehr ich mich abmühte, mich immer und immer wieder bis an die Schmerzgrenzen anpasste, am Ende stand ich doch vor der Sprachmauer. Vielleicht war das der Grund, warum ich irgendwann ein stilles Kind wurde – nem ški. Wie ich später zufällig erfuhr, wird „nem“ mit „stumm oder deutsch“ übersetzt. Deutsch kam mir vor wie eine Sprache, die man nur spricht, wenn man nichts zu sagen hat. Ich hätte viel zu sagen gehabt! Wichtiges, Geheimes oder Verbotenes besprach man in Slowenisch. Blitzartig wechselte meine Großmutter wortgewandt die Sprachseite. Was war mit Opa im Krieg? Ich glaube, er war in Russland! Hatte er nicht eine Kriegsverletzung an der linken Schulter? Still jetzt - "tiha bodi!". Stampfen, Stur-sein, das ganze Hin und Her

winden und wenden, all das half mir nicht weiter beim Überschreiten der Sprachmauer. Nur wenigstens einmal in slowenischen fluchen: Preklet hudič! - stattdessen Stille.

Es gab aber tatsächlich diesen einen Ort, an dem ich mich zugehörig fühlte und das war die Kirche. Die Heilige Messe war nicht, wie in anderen Dörfern entlang der Grenze zu Slowenien, zweisprachig, sondern immer einsprachig - ausschließlich in Slowenisch. Ich lernte schnell, schon nach kurzer Zeit konnte ich den gesamten Text der Liturgie auf Slowenisch mitsprechen. Das kann ich heute noch. Es ist mir geblieben - ich habe es mir behalten. Ich hörte aufmerksam zu, ahmte die Mundbewegungen der anderen nach. Schon bald betete ich das *Oče naš* (*Vater unser*) als wäre ich eine Zweisprachige. In der Kirche wurde ich zur Selbstverständlichkeit und hatte von nun an etwas zu sagen. Sonntags nach der Messe luden der Pfarrer und der Pfarrgemeinderat regelmäßig zum Pfarrkaffee ein. Es gab Filterkaffe, Hagebuttentee und selbstgebackenen Kuchen. Wir Ministranten fühlten uns wie im Schlaraffenland. Manchmal, wenn ich Lust hatte, etwas zu sagen, mitzureden und alle im Pfarrkaffee Slowenisch sprachen, erfand ich eine eigene Sprache - die „B-Sprache“. Nach jedem Selbstlaut ein weiches B auf das eine Verdoppelung des Selbstlautes folgte. „Wabas habast dubu debenn gebemabacht?“ „Nibichts!“ Ich unterrichtete auch meine Ministranten-Freunde. Zwischen Pohača, Apfelstrudel und Bananenschnitten nervten wir die Kirchenbesucher mit dieser Sprache. Wir trugen die B-Sprache auch in die Schule, ins Gasthaus und überall anders hin. Manchmal zeigte sich ein Erwachsener neugierig und probierte es auch aus. „Geh verschwind so a Bledsinn, neumni otroci!“ Auch meinen Kindern habe ich Jahrzehnte später die B-Sprache beigebracht, auch sie ist mir geblieben.

Nach dieser längeren Pause am Hauptplatz bog ich links ab, der Bauernhof war nicht mehr weit entfernt. Am letzten Stück des Weges lag rechts, auf einer Anhöhe, die Dorfbäckerei. Beim Bäcker STEFAANA kauften die Dorfbewohner ihr tägliches Brot. Er war der ältere Bruder des Gasthausbesitzers. Niemand wäre je auf die Idee gekommen, Brot, Semmeln oder Schmälzreinkalan woanders zu kaufen. Der Duft von

frisch gebackenem Brot strömte bis zur Hauptstraße und begleitete mich auf dem letzten Stück meines Weges. In žemlje samo od stefaneria!

Am Bauernhof angekommen, stand die Stalltüre bereits offen, links daneben auch die der Milchammer. Die Fenster waren mit Fliegendreck zugeschissen und der Fliesenboden war, von der beim Ein- und Ausgießen verschütteten Milch, klebrig. Die Mischung aus Stallgeruch und dem Geruch der frischen Milch drehte mir jedes Mal aufs Neue den Magen um. Um das Würgen zu unterdrücken, rümpfte ich meine Nase und steckte sie unauffällig in meine Winterjacke, dabei roch ich hastig an mir selbst. Der alten Bäuerin und dem jugoslawische Aushilfsarbeiter machte diese Kuhmilch-Stall-Duftmischung nichts aus. Zwischen sechs und acht Uhr abends trudelte, ein Milchholer nach dem anderen, ein. Meist war ich bei den Ersten und grüßte höflich mit einem „Dober večer!“ Sobald ich den Mund aufmachte und der Geruch aus Stall und frischer Milch in mich eindrang, würgte es mich wieder.

In der Milchammer waren tagein, tagaus lästige Fleischfliegen. Abhilfe schaffte eine Fliegenfalle, die in der Mitte des Raumes von der Decke baumelte. Eine TUS-Fliegenfalle - TUS macht Schluss! Der gelbe, klebrige Papierstreifen, der mit Gift bestrichen und in einen Lockstoff getränkt war, hing damals, einen halben Meter oder länger von der Decke und das in fast jedem Raum. Vom Stall bis zur Küche hingen diese ekeligen Todesfallen. Je nachdem, wie lange diese TUS-Falle schon hing, klebten, mehr oder weniger noch um ihr Leben kämpfende oder schon tote Fleischfliegen, an ihr. Hin und wieder kam es sogar vor, dass sich eine heftig zappelnde Fliege selbst aus dieser scheinbar ausweglosen Situation befreite und sich dann mit einem gebrochenen Flügel, einem fehlenden Beinchen oder einer blutenden Wunde die letzten Stunden ihres Fleischfliegenlebens quälte. Fleischfliegen mit Fleischwunden! Andere wiederum wurden durch das heftige Zappeln noch tiefer in die Ausweglosigkeit des Nichtdavonkommens manövriert. Manchmal hätte ich sie am liebsten angeschrien „Nein bitte nicht dorthin fliegen und schon gar nicht zappeln. Das ist eine Falle ihr dummen Viecha!“. Ich blieb aber stumm, sie konnten mich ohnehin nicht verstehen, ich sprach auch keine Fliegen-Sprache. Während die frisch gemolkene Milch vom Stahlkessel, in dem sie abgekocht wurde, in die verbeulten Milchkanen der Milchholerinnen geschüttet wurde, spielten sich am Fliegenfänger

diese dramatische Todesszenen ab. Da fällt mir ein weiterer Titel eines Westernfilmes ein - „Leichen pflastern seinen Weg“.

„Noch am nächsten Tag wacht manchmal eine auf, tastet eine Weile mit einem Bein oder schwirrt mit dem Flügel. Manchmal geht solch eine Bewegung über das ganze Feld, dann sinken sie all noch ein wenig tiefer in den Tod.“, schrieb Robert Musil.

Die Erinnerung an die vom Abkochen warme Milch ruft bis heute Ekel in mir hervor. Im Stall nebenan brüllten die Kälber und ich fragte mich, ob ihnen die Muttermilch fehlt. Ein seltsames Schuldgefühl überkam mich - ich eine Muttermilchdiebin? Als die Kanne voll war, schlich ich mich leise und verstohlen an der Stalltür vorbei; die kleinen Kälber sollten mich mit meiner Milchkanne nicht sehen, ich wollte unerkannt bleiben! Beim raschen Vorbeigehen an der offenen Stalltüre konnte ich aus dem Augenwinkel gerade noch erkennen, wie die Fleischfliegen auch um ihre Köpfe kreisten.

Mit der *verbeulten, hellgrauen, Aluminium-Milchkanne jene mit dem abgegriffenen Holzgriff* machte ich mich auf den Heimweg. Mittlerweile durfte ich die volle Kanne nicht mehr herumschwingen, denn der ebenfalls verbeulte Deckel mit dem tiefen Rand, saß nur lose auf. Auf dem Rückweg kamen mir andere Milchholerinnen entgegen - selten andere Kinder, meist ältere Frauen - „Dober večer!“ „Dober večer!“ „Dober večer!“ Normalerweise waren ihre Männer um diese Zeit im Gasthaus ADAAAAM. Ab und zu, vom Hauptplatz aus, kreuzte der eine oder andere meinen Nach-Hause-Weg. Man könnte sich denken, ich hätte mich angesichts der Dunkelheit über Begleitung gefreut, aber weit gefehlt. Die ausgemergelten, strengen Gesichter der alten Männer, in ihren braunen Anzügen, an denen der kalte Gasthausgeruch der Vergangenheit haftete, machten mir Unbehagen. Irgendetwas stimmte da nicht. Am Tag, so erinnerte ich mich, sah ich keinen von ihnen. Wo waren sie tagsüber? Mein sonst so trödelnder Schritt wurde schneller und schneller bis ich im Schutzmantel der Dunkelheit verschwand. So wurde die Dunkelheit für einen Augenblick mein Freund.

Vorbei an den Straßenlaternen, dem rosaroten kleinen Feuerwehrhaus eilte ich die Hauptstraße entlang bis zu unserer Brücke. Zittrig und außer Atem rastete ich mich im Lichtkegel aus. Die sonst so fröhlichen Bachforellen waren noch immer verschwunden. Ich war alleine. Aus der Ferne konnte ich jedoch schon die Umrisse meines Elternhauses erahnen. Die hellgelbe Fassade strahlte in der pechschwarzen

Umgebung und wies mir den Weg. Die Angst vor der durchlässigen Dunkelheit beim Losgehen erschien mir jetzt lächerlich. Ein letztes Mal, für diesen Abend, nahm ich meinen Mut zusammen und versuchte die *verbeulte, hellgraue, Aluminium-Milchkanne mit dem, abgegriffenen Holzgriff* ruhig zu halten und lief so schnell ich könnte nach Hause.

An unserer Holzhaustüre mit dem messingfarbenen Türgriff bemerkte ich an meinen nassen Händen, an denen die Milch klebte, dass ein Teil der Milch übergeschwappt und ausgelaufen sein musste - aus eineinhalb Litern wurde ein Liter. In der Küche stellte ich die Kanne voller Scham auf die Arbeitsfläche neben dem Holzofen und verschwand wortlos in meinem Zimmer. So ersparte ich mir die mütterliche Schimpf-Predigt. Vor dem zu Bett gehen wusch ich mir den stinkenden Stall- und Milchgeruch und die Hände, an denen Milch klebte ab und schlief meist bald darauf ein.

Es hat aufgehört zu Regnen. Schreiben wollte ich und jetzt so viele Fragen. Wo fange ich an, wo höre ich auf? Die Spuren der Vergangenheit sind in meiner Gegenwart angekommen. Die Zeit heilt alle Wunden! Die Zeit heilt keine Wunden, welche Lüge, egal wie lange man auch zuwartet, sie schließen sich nie ganz! Zurückgehen um Vorwärtszukommen? Einen Zeitsprung wagen?

Ich mache mich auf den Weg, komm Sprache dich nehme ich mit, es wird Zeit, dass wir Hand in Hand gehen. Die Großmutter sprach slowenisch, die Mutter verstand es und ich versteh dich gar nicht mehr. Wo und wann haben wir beide uns verloren? Willst du mit mir kommen? Ja?! Schon denke ich an uns, als ein „Wir“. Es ist schon spät, Müdigkeit macht sich in mir breit, doch ein kurzer Moment der Wachheit.

Schau, Sprache, da geht jemand.

Hey, bleib stehen!

Lass uns zusammen gehen.

„Pojdimo skupaj.“

„Labass ubuns zubusabammeben gebeheben.“

Er dreht sich um, geht aber allein weiter.

Wir bleiben wieder unter uns.

Draußen klopft der Wind an die Fensterscheibe. Pssst, sei still - es fängt an zu erzählen. Wer und was? Schau, da der Stein! Die Blume! Die Fliege! Mir fallen gleich die Augenlider zu. Ich werde müde, wir werden müde, sie werden müde. Nur nicht einschlafen! Schon schläft einer ein.

Lass uns Geschichten schreiben, die niemand sonst erzählt.

Hör auf, du träumst schon.

Wäre das nicht schön?

Nein, das wäre Übermut.

Warum nicht träumen und übermütig sein?

Eines Tages werden wir zusammen gehen und dann werden wir neue Sprachen erfinden. Wir werden sie unseren Kindern lernen und sie werden sie ihren Kindern beibringen. Wenn wir die neue Sprache nicht verstehen, werden wir sie uns erklären. Wir werden keine der Sprachen verlieren. Keine werden wir leugnen. Wir werden stolz auf sie sein. Wir werden sie überall hin mitnehmen. Wir werden nicht und niemals müde werden sie zu sprechen. Es wird niemand ausgeschlossen sein. Keiner wird einsam sein. Es wird keine Dunkelheit mehr geben. Keiner wird Angst haben. Alle werden zuhören. Alle werden was zu sagen haben! Sprache ich sage Dir: So wird es werden!

Eibeinebes Tages, nekega dne bomo hodili skubupabajj!